Und wenn du die Stadt verläßt, wenn du den Straßen mit ihren leuchtenden, zwischen Häuserwänden schwebenden elektrischen Sonnen den Rücken kehrst, wenn du das Brausen der elektrischen Straßenbahnwagen in der Ferne verhallen hörst, wenn du wieder in die Straßen kommst, in denen die Gaslaternen glimmen, in denen nur selten ein Straßenbahnwagen wie ein feuriges, rasselndes Ungetüm hindurchbraust, über sich den bläulichen Kontaktfunken, der ihn wie ein magnetisch angezogenes Johanniswürmchen auf seiner Fahrt begleitet — dann ist es Nacht geworden.

Dichte Finsternis erfüllt die Straßen, aus den Häusern fallen schwache Lichtstrahlen hernieder, und der Nebel wird dichter. Vor dir geht ein Pärchen, das du noch vor kurzem auf der lichterfüllten Hauptstraße erblicktest. Sie lachen, wispern, flüstern, kosen, kichern.

Diese Stunde gehört dem Abend und nicht mehr der Spanne zwischen Nacht und Tag an. Sie sollte es eigentlich; denn für die beiden ist sie die heimlichste des ganzen Tages.

Bunte Zeitung.

Neue Version über den Tod des Königs von Griechenland. Ueber die unmittelbaren Ursachen des tragischen Zwischenfalls, dem der König von Griechenland zum Opfer gefallen ist, sind die verschiedensten, einander widersprechenden Darstellungen im Umlauf. Eine neue, bisher unbekannte Version gibt der Brief eines griechischen Hofbeamten, den der Pariser Korrespondent des „Corriere della Sera" mitzuteilen in der Lage ist. Danach befand sich der König am Morgen des Dramas in seinem Ankleidezimmer in Gesellschaft seiner Lieblingstiere: eines kleinen Hündchens, eines Affenweibchens und eines männlichen Affen. Er war gerade dabei, sich zu rasieren, und er war nur mit einem kurzen Nachthemd bekleidet, das Beine und Schenkel freiließ. Das Hündchen und das Affenmännchen spielten miteinander, gerieten sich aber plötzlich beim Spiel in die Haare. Der König wandte sich um und verabfolgte dem angreifenden Affen eine Züchtigung, die diesem einen lauten Schrei entlockte. Das Affenweibchen, das seinen Genossen in Gefahr glaubte, stürzte sich, rasend vor Wut, auf den König, packte ihn am Unterleib und zerfleischte ihn in furchtbarer Weise. Dadurch erklärt sich auch die Schwere der Verwundung. Ein rascher chirurgischer Eingriff hätte vielleicht das Leben des Königs retten können; aber die griechischen Aerzte konnten sich nicht zur Operation entschließen und verschuldeten durch ihr Zögern, daß die tödliche Blutvergiftung ungehindert Fortschritte machen konnte.

Der Adel als Trinkgeld. Wenn man der „Daily News" glauben darf, so benutzen die Bauern im südlichen England heute ihre Mußestunden dazu, mit Ungeduld Ausschau nach einem Edelmann zu halten, der auf der Straße mit seinem Automobil eine Panne erlitten hat. Dieser merkwürdige Beobachtungsdienst, der mit leidenschaftlichem Eifer geübt wird, ist auf einen Unfall zurückzuführen, der kürzlich in der Nähe von Barnard Castle Lord Lonsdale ereilte. Sein Automobil war auf der Straße zu Schaden gekommen, und ein hilfsbereiter Bauer, den sein Weg gerade daher führte, hatte sich im Schweiße seines Angesichts bemüht, das gescheiterte Fahrzeug wieder flott zu machen. Als Lohn für seine Dienste gab ihm Lord Lonsdale als freigebiger Sportsmann an Stelle eines Trinkgeldes den Rat, beim Rennen von Doncaster auf „Poiret" zu wetten, und er erbot sich weiterhin, auf seinen Namen ein Pfund Sterling zu setzen. Der Bauer nahm das freundliche Anerbieten dankbar an, nahm sich gleichzeitig aber vor, auch für seinen Teil noch einen Betrag auf „Poiret" zu setzen. Da er nicht reinen Mund hielt, so folgten seine Bekannten seinem Beispiel, was bei der Wettleidenschaft der Engländer nicht weiter verwundern kann. „Poiret" siegte auch wirklich und brachte damit den Bauern, die auf ihn gewettet hatten, insgesamt 300 Pfund Sterling ein, von denen 48 auf den Bauern entfielen, der Lord Lonsdale geholfen hatte. Die Geschichte des Glücksfalles verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das Land, und jeder Bauer hofft nun, daß auch ihm der Zufall dazu verhilft, einem mit seinem Automobil auf der Landstraße gescheiterten Lord Lonsdale Hilfe zu bringen und dadurch einen guten Tip einzuhandeln.

Die neuesten amerikanischen Tänze. Außer dem französischen Cancan tanzt die vornehme Welt in den Vereinigten Staaten, den „Daily News" zufolge, jetzt folgende Tänze: Argentinatango, Boston, Bärentanz, Schaukelpferdgalopp, Foxtrott, Truthahnschritt, Hundelauf, Pferdetrab, Dardanellen-Foxtrott, Rund um die Eisenbahn, Zaghaftigkeit, Onkels Umarmung, Drückmichfest, Federtanz, San Francisco-Gleiten, Bellefield Onesten, Träumender Alabama-Walzer, Schaukelwalzer, Skunk (Stinktier)-Walzer, Polka-Hott-Walzer, Tunk und Gleite, Kreiselbock, Gaby-Gleiten, Küchentrab, Jazz, Leichtes Schaudern, Zigarettentanz und Graubärengriff.

Literatur.

Thukydides. Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebertragen von Theodor Braun. In zwei Bänden. Leipzig, Inselverlag.

Thukydides, der Sophist, der erste ernst zunehmend Geschichtsschreiber, der uns nicht nur die tatsächlichen Begebenheiten des Peloponnesischen Krieges beschreibt, sondern auch in die Zustände und Zusammenhänge eindringt, ist viel übersetzt worden. Eine mustergültige Ausgabe des „Peloponnesischen Krieges" lag bisher nicht vor. Sie ist nun geschaffen worden durch Dr. Theodor Braun, der einen Ausgleich schafft zwischen dem Geist der griechischen Sprache und dem der deutschen. Er hält sich eng an den Wortlaut, ohne zu übersehen, daß eine Uebersetzung Freiheiten enthalten muß, wenn sie genießbar und sauberklingen will. „So schien es mir das beste, im Zweifel zu schreiben, wie mir der Schnabel gewachsen war," meint Braun im Vorwort. Das Werk ist flüssig und stilistisch erhaben und verkennt dabei niemals die Bahnen des Urtextes. Die Ausstattung ist einwandfrei, wie die aller Bücher Bücher des Inselverlages.

M. F.

„Ein Starenheim in Bild und Reim" mit Bildern von Kurt Böttcher und Versen von Emmy Landmann. Verlag Ofenstadt u. Fellheimer, Nürnberg, Hochstr. 32.

Die Verfasserin ist eine gute, verständige Mutter, deren erste Kritiker ihre eigenen 10 und 12 jährigen Kinder waren, welche durch ihre Kritik, gleichzeitig unterstützt durch zarte, künstlerische Illustrationen, ihr Mut machten, mit ihrem Erstlingswerk an die Oeffentlichkeit zu treten. Es ist ein gutes, künstlerisch einwandfreies Kinderbuch.

Wie reklamiert man eine Bitung? Eine gute Einführung in dieses für alle Handels- und Industriekreise, Banken, Fabrikdirektoren, Buchhaltungsvorstände, besonders für Aufsichtsräte der Aktiengesellschaften, für Treuhandgesellschaften und Bücherrevisoren wichtige und dabei keineswegs leichte Arbeitsgebiet bietet das soeben in neuer Auflage erschienene Buch von Prokurist Curt Porzig: Die Technik der Bücher- und Bilanzrevision (3., vermehrte Auflage, Muth'sche Verlagshandlung, Stuttgart).

Wege der Volkswohlfahrt. Kleine Schriften zur Volkswohlfahrts siege. Herausgegeben im Preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt. 1. und 2. Heft: Wege der Volkswohlfahrt. Von Adam Stegerwald. 3. Heft: Staatliche Wohnungsfürsorge in Preußen. Von Adolf Scheidt. 4. Heft: Krankheit und Volkswohlfahrt. Von Prof. Adolf Gottstein. — 5. Heft: Erwerbslosenfürsorge. Von W. v. Geltern. — Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig.

Michael Smilg-Benario. Von der Demokratie zur Diktatur. Drei Masken-Verlag, München.

Deutschlands Lage in Rückblick und Ausblick. Von Georg Solmßen, Verlag Ernst Robert Engelmann, Berlin W 15, 1920.

Margarete Böhme, Die grüne Schlange. Roman aus unseren Tagen. (Berlin, Dr. Eysler & Co.)

Das Geldwesen im besetzten Frankreich. Teil I: Bis zum Erlaß der Stadtscheinverordnung und zur Gründung des Generalwechselamts (Anfang des Jahres 1916.). Von Geh. Reg.-Rat Dr. Georg Süß. Drei Masken Verlag G. m. b. H., München.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 249 Freitag, den 5. November 1920

Der Alp von Zerled.

Roman von
Kurt Martens.

(7. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Ich gab mich der Hoffnung hin, Roderich Heyd möchte sich nun wirklich von Mademoiselle Thouzeray zurückziehen. Vielleicht geschah dies auch bis zu einem gewissen Grad; wenigstens schien eine steigende Nervosität im Wesen der Französin darauf hinzuweisen. Roderich selbst wurde vorsichtiger — wenn er in Gegenwart der Lühes mit ihr zusammentraf, aber eine entscheidende Wendung zum Besseren ließ noch auf sich warten.

Auffallend blieben die häufigen Reisen der Mademoiselle nach Niederbrunn, und zwar gerade an den Tagen, wo auch Roderich Heyd dort zu tun hatte. Dies war ihr stets bekannt. Dann putzte sie sich besonders schön heraus, trällerte auf den Stiegen umher und wanderte, wenn kein Wagen zur Verfügung stand, allein zu Fuß eine Stunde lang über die Felder. Kam sie spät abends, oft erst gegen zehn oder elf Uhr, heim, so empfing Albrecht sie mit zweideutigen Scherzen: „Na, Mademoiselle, gut unterhalten? Recht echauffiert sehen Sie aus, vom heftigen Laufen, nicht wahr?" oder: „In welchem Gasthof haben Sie denn Ihr Mittagsschläfchen gehalten? Wie langweilig muß das sein, in Niederbrunn ohne männlichen Schutz Besorgungen zu machen!" Der junge Herr verhehlte nicht seinen Aerger über eine Gunst, auf die doch auch er selbst schon hätte Anspruch erheben können. Baron Christoph schätzte die Reize der Thouzeray weniger. Er bevorzugte ein handfesteres Genre und brummte etwas von mageren Ziegen, die nach jedem Bocke schnappern.

Eigentümlich war die Freundschaft zwischen Ola und Laurence. Natürlich war es keine Freundschaft in gutem herkömmlichen Sinn, hatte nicht einmal den äußeren Anschein einer solchen. Ihre Naturen waren zu verschieden, um sich in irgendeiner ernsteren Frage zu verstehen. Bisher hatte sich Mademoiselle auch nur darauf beschränkt, der Baronesse Ola pflichtgemäß Gesellschaft zu leisten, ihr bei der Toilette behilflich zu sein, vorzulesen und Unterricht in französischer Konversation zu erteilen. Neuerdings aber mußte es ein gewisses Thema geben, das die beiden lebhafter interessierte. Es führte, wie jedermann beobachten konnte, bald zu Auseinandersetzungen, Schmollszenen und Verstimmungen, bald wieder zu vertraulem Getuschel und katzenfreundlichen Zärtlichkeiten.

Von meinem Pavillon aus sah ich sie zuweilen eng umschlungen im Park promenieren und die Köpfe zusammenstecken, wie wenn sie von wichtigen Geheimnissen erfüllt seien. Dann konnten sie wohl eine Stunde lang den gleichen Weg im raschelnden Herbstlaub auf und nieder wandeln, gestikulierend stehen bleiben oder in plötzlich ausbrechendem Streit nach verschiedenen Richtungen auseinanderlaufen. Dies überreizte Verhältnis wollte mir gar nicht gefallen. Vor allem bewies es den ungünstigen Einfluß, dem die feine und bisher so zurückhaltende Ola unterlag. Die Gefühle, die unsere mit allen Wassern gewaschene Französin in dem kaum erwachsenen jungen Mädchen erweckte, waren sicher von der ungesundesten Art; daß sie gerade die Zeit sich dazu ausgesucht, wo sie ein übles Abenteuer bestand, konnte meine Besorgnis nur verstärken.

Ich wagte es, mit dem Recht des ehemaligen Lehrers, mir Ola einmal vorzunehmen und in aller Vorsicht bei ihr auf den Busch zu klopfen: „Sie sind ja wohl mit Mademoiselle wieder einmal ein Herz und eine Seele, Baronesse Ola? Wird das aber von Dauer sein?"

Ola war durchaus nicht bestemdet, daß ich sie danach fragte. Stand sie sich doch damals mit mir noch am besten von allen Hausgenossen.

„Ich weiß nicht, was ich von Laurence zu halten habe", sagte sie zögernd und in einiger Verlegenheit. „Man muß sich vor ihr in acht nehmen. Aber sie spricht sich wenigstens über alles mögliche freundschaftlich mit mir aus."

„Ueber alles mögliche? Gewiß auch über schlimme Dinge!"

Ola errötete: „Wie kommen Sie darauf? Gewissermaßen haben Sie recht. Sie hat eben unheimlich viel erlebt und kennt die Menschen."

„Die Männer — wollen Sie wohl sagen. Ja, die kennt sie, doch nur von der schlechtesten Seite."

„Mag sein. Sie ist wohl auch schlecht von ihnen behandelt worden."

„Vielleicht mit gutem Grunde. Oder finden Sie, daß Herr Heyd Anlaß hat, sie besser zu behandeln?"

„Oh — der . . ." sie wurde abermals rot, tiefer als zuvor. „Das muß sich erst noch zeigen. Er macht ihr in abscheulicher Weise den Hof, ohne sie wirklich ernst zu nehmen."

„Den Eindruck habe ich auch. Ihm wird es übrigens nichts schaden und der Mademoiselle erst recht nicht. Nur gegen seine Frau begeht er ein großes Unrecht. Finden Sie nicht auch?"

„Frau Karla ist eine so sympathische Frau . . ."

„Nun also!"

Hart fügte sie sogleich hinzu:

„Schließlich ist es ihre Sache, ihn bei sich festzuhalten. Möglich, daß er sich mit ihr langweilt."

„Keineswegs. Es ist eine ideale Ehe. Er liebt sie über alles. Mit keiner Frau auf der ganzen Welt könnte er sich besser verstehen."

„Meinen Sie? Nun, mit Laurence versteht er sich jedenfalls nur halb.

„Wenn Sie den geringsten Einfluß auf Mademoiselle haben, Baronesse Ola, so machen Sie ihr klar, daß sie sich etwas mehr Zurückhaltung gegen ihn auferlegen hat. Sagen Sie ihr, daß das nicht der Weg ist, sich die gesellschaftliche Achtung zu erringen, nach der sie so dringend verlangt."

„Das will ich wohl tun. Ich habe es übrigens schon mehrfach angedeutet. Aber es scheint, sie macht sich die größten Hoffnungen auf ihn. Ja, denken Sie, Laurence bildet sich ein, sie könnte ihn von seiner Frau losreißen und am Ende gar mit nach Frankreich nehmen."

Das sagte Ola mit kaum unterdrückter Erregung; es bitterung.

„Wie lächerlich ist solche Illusion! Die sollten Sie ihr klang schon fast wie ein Ausbruch lang verhaltener Erbittern vor allem zerstören!"

„Das brauche ich nicht. Die Enttäuschung wird von selber kommen. Ja, sie soll die Enttäuschung nur erleben und verzweifelt aus allen ihren rosaroten Himmeln fallen!"

Ich erschrak über den Ton höhnischer Gehässigkeit. Sie sprach nun auch aus Ola schon der Dämon ihrer Familie Wenn andere litten, was kümmerte es sie! Wozu das Böse verhüten . . . hatte das grausame Herz doch sein Freude dran!

— — — — — — — — — —

Immer finsterer wurde es auf Schloß Zerled. Die ersten schweren Novemberstürme heulten um das Gemäuer, winselten durch die Dachluken, durch die rissigen Zinnen und die zerbrochenen Scheiben der Bodenkammern. Bei Tag und Nacht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201105029/fragment/page=0001

starren die morschen Liden und kreischen in den verrosteten Angeln. Ueber die dürren Wiesen treiben Nebelschwaden dahin, und das gelbe Laub wirbelte aufgescheucht zwischen den kahlen Pappeln, die wie emporgerichtete Besen starrten, die Parkallee entlang. Am südlichen Burgtor, hinter dessen stets offenstehenden Flügeln die schmutzige Dorfstraße und quer vor ihrem Ausgang die Kirche sich abzeichnete, sammelten sich mit Geschrei die Krähen um den Küchenunrat, den dort die Mägde über die Mauer warfen.

Im Schlosse selbst ging jeder seinen Weg für sich, außer wenn man zu den Mahlzeiten und abends nach dem Tee stumm versammelt im Ahnensaal hockte. Steif und verdrossen schlichen die Geschwister aneinander vorbei, die Baronin mit dem Strickbeutel, Ola stets mit einem Roman, Edith die Pfeife im Arm, die Söhne ihre derben Fäuste in den Hosentaschen. Mademoiselle Laurence hielt sich fast nur noch in ihrem Zimmer auf, wo man sie zuweilen lockere Chansons und Operettenmelodien üben oder Verse von Lamartine emphatisch deklamieren hörte.

Das Gesinde wurde immer fauler und widerspenstiger, duckte sich aber, sobald die Baronin zu keifen begann oder Baron Christoph mit geschwungener Reitpeitsche seine Flüche und unflätigen Schimpfworte losließ.

Nur einer stand als einwandfreier Knecht in seiner Herrschaft unwandelbarer Gunst, der greise Flurschütz Kovacs. Er bewohnte einsam die verfallene Jagdhütte im Walde; selten und wie es schien, auch ungern betrat er das Schloß. Ich begegnete ihm oft auf meinen Gängen durch den Park. Unerwartet tauchte dann die hohe, breitschultrige Berserkergestalt mit dem stets unbedeckten eckigen Schädel, der von schlohweißen Borsten umwuchert war, aus dem Gebüsch auf, als sei er selbst nur so ein knorriger alter Stamm, der zwischen Moos und Giftpilzen Wurzel gefaßt. Er grüßte mich nie, sondern warf nur grimmig verächtliche Blicke auf mich. Er haßte mich, Gott weiß aus welchem Grunde, vielleicht weil ich auch nichts besseres als ein Knecht war, aber in scheinbar bevorzugter Stellung, und es in Treue und Unterwürfigkeit mit ihm wohl aufnahm. Nie sah ich ihn anders als mit der kurzen Büchse, die an einem schmierigen Lederriemen über seiner zerschlissenen Joppe hing. Aus Langeweile schoß er die Eichhörnchen von den Aesten, und wenn sie noch zuckten, so zerkrat er ihnen das Köpfchen mit seinen ungeheuren kotbedeckten Nagelschuhen.

IV.

Am Todestag des längst verstorbenen Barons Leopold von der Lühe, des vormaligen Schloßherrn auf Zerled, fand in der Dorfkirche alljährlich eine Seelenmesse statt, an der außer der Familie auch das Gesinde teilzunehmen hatte. Bauern und Bäuerinnen, die es mit der Gutsherrschaft nicht verderben wollten, stellten sich zahlreich dazu ein.

Ich hatte Baron von der Lühe nicht mehr gekannt. Der Unglücksfall, der ihm das Leben kostete, trug sich kurz vor dem Eintritt in meine Stellung zu. Man hatte ihn eines Tages mit gebrochenem Halswirbel am Fuß der Wendeltreppe aufgefunden. Er mochte auf den steilen Stufen einen Fehltritt getan haben, und es lag nahe, einen jener schweren Rauschzustände anzunehmen, von der die alten Dienstboten noch manches zu erzählen wußten. Im übrigen wurde seiner kaum mehr gedacht; auch die Baronin erwähnte seinen Namen nur selten und ohne jede Pietät. Sie hatte die Herrschaft über das Schloß und das damals schon ziemlich heruntergewirtschaftete Gut mit großer Selbstverständlichkeit angetreten.

In diesem Jahr erschienen nun auch die beiden Heyds mit bei dem Seelenamt. Das war eine Aufmerksamkeit für die Baronin, die Mademoiselle Thouzeray ihnen nahegelegt hatte. Die Mademoiselle aber blieb diesmal zu Hause, wohl infolge des Wortwechsels vom Abend zuvor, bei dem es ungewöhnlich heftig zugegangen war. Niemand wußte, um was es sich handelte; nur hörten wir durch die geschlossenen Türen, daß Fräulein Laurence keine Antwort schuldig blieb und einer Flut von Vorwürfen mit hysterischem Gekächter begegnete.

Baronesse Ola war die einzige, auf die der Gottesdienst einigen Eindruck machte. Sie hing überhaupt mit einer Art abergläubischer Verehrung an dem toten Vater, den sie nicht recht gekannt, von dem sie sich nur erinnerte, daß er viel außer dem Hause gelebt und für einen bald lebenslustigen, bald von Schwermutsanfällen heimgesuchten großen Sünder galt, für den der plötzliche Tod ohne die Segnungen der Sterbesakramente ein furchtbares Strafgericht Gottes bedeuten mußte.

Die Einladung zu einem Imbiß nach der Messe schlugen die Heyds dankend ab und traten sogleich den Heimweg an. Die Baronin verabschiedete sich von Roderich am Schloßtor und bat nur Frau Karla, den Vormittag mit ihr zu verbringen, weil sie mit dem Ausputz einer neuen Toilette nicht zurechtkam. Frau Heyds Geschmack und geschickte Hand konnten ihr dabei von Nutzen sein.

Ola und ich wollten Roderich noch bis zur Parkmauer das Geleit geben. Es wurde indes ein längerer Spaziergang daraus, da Roderich und Ola sich in ein Gespräch vertieften, dessen merkwürdige Geistigkeit und dunkle Klangfarbe mir noch lebhaft im Gedächtnis steht. Es stellte sich heraus, daß das Schicksal ihres Vaters im Jenseits Ola immer schon beunruhigt hatte und ihr Beichtvater, der alte Pfarrer des Ortes, ihre Besorgnisse nicht zu zerstreuen vermochte. Ob nun gerade Roderich Heyd der rechte Mann war, ihr mit seinem Trost darin beizustehen, erschien mir zweifelhaft. Er ging jedoch mit vollem Ernst auf die Fragen ein und bestärkte Ola zunächst in der Zuversicht, daß der Baron trotz seinem anfechtbaren Lebenswandel der ewigen Verdammnis wohl entgangen sei.

Fortsetzung folgt.

Nachtstück.

Von

Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Es ist gegen zehn Uhr abends. Ich warte in einer unbelebten Vorstadtstraße auf die Elektrische. Wolken halten Mond und Sterne verhängt. Die nächste Laterne ist etwa fünfzig Schritte entfernt. In einiger Entfernung von mir warten noch drei Menschen. Zwei Männer und eine Frau. Mehr kann ich in der Dunkelheit nicht unterscheiden.

Ach, was es doch lange dauert, bis sich die Elektrische sehen läßt! Meine 18 kommt nicht und kommt nicht. Ich schlendere sinnend vom Trottoir auf die Straße, von der Straße auf Trottoir und bleibe zufällig in der Nähe jener Drei stehen.

„Ausnehmend hat es mir gefallen, Herr Doktor," höre ich eine dunkle Männerstimme sagen. „Ich würde mich wirklich sehr freuen, wenn öfter so ein Vergnügen zustande käme."

„Am Dienstag müssen Sie auch dabei sein, lieber Herr Doktor," mischt sich nun die Frauenstimme ein. „Sie werden nicht fehlen? Uns zu Gefallen nicht!"

„Ich will sehen, was sich möglich machen läßt, gnädige Frau. Versprechen kann ich freilich nichts," erwiderte der mit Doktor Angeredete.

Ich nehme meinen Rundgang wieder auf. Die Unterhaltung ertrinkt im Dunkel. Immer kommt die 18 noch nicht. Immer noch nicht. Ich holpere über Straße und Trottoir und Trottoir und Straße wieder den Drei entgegen. Sie reden immer noch über das Vergnügen. Nun taucht an der Straßenbiegung ein Licht auf. Die Elektrische! Aber: nicht meine Elektrische. Nicht die 18, sondern die 21. Wie es scheint: die Elektrische der Drei. Oder vielmehr nicht der Drei, sondern nur die des Herrn Doktors; denn die zwei anderen verabschieden sich von ihm, scheinen also nicht mit einsteigen zu wollen und nur dem Doktor die Wartezeit verkürzt zu haben.

Eben hält der Herr mit der dunklen Stimme die Hand des Doktors in seiner Rechten und hat die Linke an die Hutkrempe gelegt. „Also dann: Wohl nach Hause!, Herr Doktor! Und nicht wahr: Denken Sie am Dienstag an uns!"

„Wird gemacht, Herr Schulz! Auf Wiedersehen!"

Herr Schulz läßt des Doktors Rechte los, lüftet den Hut und geht auf eine Querstraße zu.

Inzwischen ist die Frau an den Doktor herangetreten und reicht ihm die Hand und sagt: „Auf Wiedersehen, Herr Doktor! Gut nach Hause!"

„Auf Wiedersehen, Frau Schulz!" grüßt der Doktor zurück. Und dann . . . dann stipst Frau Schulz den Doktor leicht auf die Wange und flüstert: „Als Mittwoch, Hugo? Gelt?"

Er lächelt: „Natürlich, Kind!" Dann steigt Frau Schulz ihrem Manne nach und der Doktor steigt in die 21.

„Natürlich, Kind! . . ." Soll ich jetzt Schicksal spielen? Soll ich Herrn Schulz nachlaufen? Soll ich in die Dunkelheit rufen: Sie werden betrogen! . . . Ich, der Fremde, der nicht einmal die Gesichter der Drei kennt, könnte jetzt in das Leben dieser Drei eingreifen, könnte mit wuchtigem Griff vielleicht sogar eingreifen. Von mir, dem Fremden, der noch nicht einmal die verschwommenen Nebelgestalten der Drei auch nur eine halbe Minute ununterbrochen gesehen hat, hängen jetzt deren Beziehungen zueinander, möglicherweise für immer, immer bis an ihres Lebens Ende ab. Ein Taumel erfaßt mich bei diesem Gedanken. Soll ich nachlaufen, soll ich? Soll ich, der Fremde, Geschick und Verhängnis und Gerechtigkeit und Rache werden? Da kommt mir das alles so dumm und plump vor. An einem so blinden Zufall soll das hängen, ob Menschen einander lieben und achten und sich vertrauen und glücklich sind: daran, ob ich in Dunkelheit und Nebel mit halbem Ohre auf zwei Worte hörte oder nicht. An so etwas soll das Schicksal der Menschen möglicherweise hängen? Treue, Untreue: in meinem Hirne verschwimmen diese Begriffe. Durch mein Hirn stürmt nur eines: An so etwas darf es nicht hängen. Nein, nein: an so etwas nicht.

Die 21 ist nur noch ein kleiner, heller Punkt.

Der Hall der Tritte des Ehepaares klingt nur noch dumpf und verebbt immer mehr.

Aber nun könnte sie schon kommen, die 18! Herrschaften, Herrschaften! Wie lange das dauert!

Reue.

Von

Karl Fischer.

(Nachdruck verboten.)

Die See liegt wie leblos.

Am unwahrscheinlich hohen Himmel schwimmt der Mond. Still ziehen die Sterne ihre Straße, und es ist, als ob die süße Musik ihrer sanften Stimmen gleich einem Segen herniederströmt zur Erde.

Und alles ist so friedlich wie an einem Feiertag . . .

Die Freunde saßen an den Wassern, die alle Wildheit verloren und vergessen zu haben schienen, und sprachen in dieser schwärmerischen Sommernacht von der Liebe und der Sehnsucht und allen sentimentalen Regungen der See . . .

Rolf Kurtens hatte so lange geschwiegen. Jetzt sagte er: „Mir geht es manchmal merkwürdig. Mitleid sengt mir die Seele mit Menschen und Schicksalen, die mich eigentlich nicht beengen und bedrängen sollten. Ungefähr so: Während des Krieges sah ich oft Pärchen, eng verbunden, schier umeinander gewickelt, lachend, leuchtend. Nach Monaten sah ich „Sie" wieder, in Schwarz, schluchzend. Nach einem Jahr traf ich „Sie" abermals, vollständig getröstet und am Arme eines Anderen tändelnd. Ich weiß, daß es Wahnsinn ist, und doch tat es mir weh! Gegen sich steht aber steht man häufig genug nicht auf einem so starren und strengen Standpunkt. Und das ist alles so seltsam!

Ich lernte ein Mädchen kennen. Eine große Schönheit mit dem Schmelz der Keuschheit, der lieblich ist wie ein Heiligenschein. Melitta erweiterte meine Leidenschaft und schenkte sich mir, und mich berauschte das unnennbare Glück, ein Herz zu haben, in dem noch kein anderer gehaust hatte.

Doch es war nur eine Sommerliebe. Als die Herbststürme kamen, war alles zerstört, zerfallen, verflattert. Ich kann euch das nicht erklären. Wenn ich auch auf das genaueste analysiere und mit aller Grausamkeit seziere, bekommt ihr doch keinen Begriff von dem Bruch.

Ich meine überhaupt, wenn jemand nicht mit dabei, nicht mitten drin war in einer Katastrophe, kann er, trotz aller Macht und Mittel des Psychologen keine Kenntnis haben von den Regungen und Revolutionen im Kern einer Sache, die schließlich das Unheil verschulden. — Kurz, wir trennten uns, kalt, konventionell.

Im Winter darauf, es war eine der ersten Premieren, saß Melitta mit einem Begleiter, einem Kerl, so recht rassereiner Roue, im Theater. Ein Grauen hätte mich greifen müssen! Hatte nicht ich sie eingeführt und hineingebracht in diese Geschichte? Nun kam einer nach dem andern in langer Reihe, bis . . . Eh, das ist alles so häßlich und gemein!

Reue hätte mich zerreißen müssen. Aber ich blieb ganz ruhig und bin doch nicht roh!" . . .

Rolf Kurtens schwieg.

Und plötzlich wurde es dunkel.

Eine Wolke schob sich über den Mond, die Sterne waren erloschen, und die Wasser wurden unruhig und warfen sich mit einer empörten Wucht auf den Strand.

Zwischen Nacht und Tag.

Von

E. H. Barnick.

(Nachdruck verboten.)

Die Stunden zwischen Nacht und Tag, sie haben etwas Geheimnisvolles, Anheimelndes, Mystisches an sich, etwas, das sich nicht mit Worten beschreiben läßt.

Besonders im Herbst — wenn die Bäume kahl geworden sind, wenn die ersten nächtlichen Fröste sich auf die Erde herniedersenken.

Die Sonne ist schon lange verglommen, noch liegt auf dem mattblauen Himmel ein blaßheller Schein. In den Straßen der Stadt kriecht langsam die Dunkelheit aus Ecken und Winkeln hervor, steigt höher und höher. Ein weißlicher Nebel, den man eigentlich noch kaum Nebel nennen kann, erfüllt schleierartig die Luft. Die Konturen der Häuser lösen sich in dunkles, überall gleichfarbiges Grau auf, und scharfe Silhouetten zeichnen abenteuerliche Gestalten gegen den hellen Abendhimmel.

In den Vorstadtstraßen wird es dunkler und dunkler. Aeste, Zweige und Zweiglein der kahlen Bäume lassen wirre Spinngewebe am Himmel entstehen. Die Häuserwände scheinen zu wachsen, schwärzer zu werden, der Nebel wird weißlicher. Vereinzelte Gaslaternen senden trübgelbes Licht, das vom Nebel gierig verschlungen wird.

Noch flammen an Fenstern der Häuser keine traulichen Lichter auf; denn noch ist anheimelnde Dämmerstunde.

Wenn du durch die Straßen eilst, schlägst du fröstelnd den Kragen des Mantels hoch. Es ist eine heimliche Stunde.

Die Spaziergänger eilen schattengleich, schemenhaft an dir vorbei. Und du wunderst dich, daß du diese Schatten hart auftreten hörst, daß du ihr Lachen und Sprechen vernimmst, wunderst dich, wenn du mit einem von ihnen zusammenstößt und fühlst, daß er mehr als Schatten ist.

So ist die Stunde zwischen Nacht und Tag in der Vorstadt.

Und im Innern der Stadt? Da fehlt das Anheimelnde, das die Natur dieser Stunde als Aussteuer geschenkt hat, da schafft das Traute und Warme der Mensch mit den Lichtern, die er anzündet in den Schaufenstern, die so hellen Schein auf die Straße werfen.

Es ist, als ob in dieser Stunde der Tag noch einmal seine ganze Kraft zusammenraffen und in ihrer Fülle zeigen will, ehe er sich müde zur Ruhe legt. In den Straßen wogt ein Gewimmel geschäftig wandernder Menschenkinder. Die Komptoirs leeren sich, Kaufleute und Kontoristen, Tippfräuleins und Verkäuferinnen eilen heimwärts. Mutter, die Sorgsame, die das Dämmerstündchen zu Einkäufen benutzt hat, steht an der Straßenecke mit ihrem angeduldig von einem Fuß auf den anderen tretenden Jüngsten und wartet auf die mit Freudengeheul (selten des Jüngsten) begrüßte „Elektrische", die beide, Mutter und Sohn, den häuslichen Penaten zuführen soll. Damen in weiten Mänteln, seidenrauschenden Kleidern, Reiherfedern in den hochgetürmten Haarfrisuren, eilen vorüber, begleitet von Herren in Zylinder, weißer Binde, Lackschuhen und auf Taille geschnittenen Paletots. Wohin? Zum Ball, zum Konzert, ins Theater — wer weiß?

Das sind die Eilenden der Stunden zwischen Nacht und Tag.

Die anderen, die um diese Stunden die lichterfüllten Straßen noch bevölkern, das sind die gemächlich Schlendernden — die Bummelnden. Schüler und Studenten, Flittscherls und junge Damen. Alle schon winterlich angezogen — weil's halt so fescher aussieht. Sie bleiben stehen vor den Läden, staunen und lachen, bummeln langsam dahin, mustern keck die Entgegenkommenden, drehen sich um — und kichern und lachen und lachen und kichern. Das ist ein Begrüßen und ein Kopfnicken, ein Händedrücken und Blickewerfen — das ist die heimliche Stunde zwischen Nacht und Tag. Sie ist so mollig, so heiter lächelnd verklingend.

Wenn du zu Beginn der Stunde in die Straßen des inneren Stadt kommst, siehst du sie getrennt gehen, die Schafe und Böcke. Wenn du zu Ende der Stunde dorthin deine Schritte lenkst, siehst du Männlein und Weiblein vereint zu traulichem Bunde — lachend und flirtend, als müßt's so sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201105029/fragment/page=0002